

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 28. — Sonntag, den 9. Juli 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Mit Auto und Motorrad zu den Bergen des Obererzgebirges

Der Sportsonntag des 2. Juli mit der 8-Bergefahrt.

Man hatte eigentlich — und das war angesichts des fast veremigten Sommerregens Anno 1933 nicht ganz unberechtigt — auf ein, wie der Volksmund sagt, „miefes“ Wetter für den 2. Juli gerechnet, der im Obererzgebirge das hervorragende automobilistische Ereignis die 8-Bergefahrt zu bringen bestimmt war. Trotzdem wurden alle Vorbereitungen mustergültig, ja glänzend getroffen. Doch siehe da: Es regnete an diesem Julitage endlich einmal nicht. Und so war denn der sportliche Betrieb und derjenige des Publikums ein gewaltiger. Während das Ziel sämtlicher Fahrer der Marktplatz in Annaberg war, und zwar zwischen 12 und 14 Uhr, waren Startort und Startzeit, wie mitgeteilt, beliebig. Man konnte in der Nacht zum Sonntag von 0.00 Uhr die Fahrt beginnen und mußte eine beliebige Anzahl der folgenden Berge durchfahren: Auersberg, Hirtstein, Fichtelberg, Bärenstein, Scheibenberg, Greifensteine, Schwarzenberg und Pöhlberg. Für jeden Berg wurden den Fahrern 100 Punkte gutgeschrieben, zu denen dann die Punkte für die Anfahrtsstrecken traten. Zwischen einige Berge waren Wertungsstrecken eingeschoben worden; besonders schwierig waren die Prüfungen am Bärenstein, wo man zwischen zwei Strichen von 80 Zentimetern halten mußte und in der Frohnauer Gasse zu Annaberg, woselbst nach plötzlichem Halt ohne Rückstoß anzufahren war. Namentlich bei letzterem hatten sich zahlreiche Zuschauer eingefunden. Die originellen Meßinstrumente der NSKK in Annaberg, bei denen u. a. nach einem Rückstoß von 2 Zentimeter eine Klingel in Funktion trat, brachten viel Stimmung auf. An der Hauptfahrt nahmen im ganzen ca. 150 Fahrer und Fahrerinnen teil, die größtenteils um Mitternacht kontrolliert abgefahren waren. Die weiteste Strecke hatte das bekannte Mercedes-Team Kappler-Gernsbach, Bernet-Berlin und Hirte-Berlin auf einer Rundstrecke von 694 Kilometer zurückgelegt. In Lüneburg war eine Mannschaft des Zschopauer Motorradklubs gestartet. Sie hatte



Oben: Am Anfang der Frohnauer Gasse.
Mitte: Das Ziel der Fahrt, der Annaberger Marktplatz.
Unten: Automobilistische Veranstaltung auf dem Schillerplatz.

bei dem ersten Berg eine Anfahrtsstrecke von 342 Kilometer hinter sich. In der Klasse der kleinen Räder dominierte DKW. unangefochten. Dittrich-Zschopau konnte den Ehrenpreis der Stadt Annaberg in Empfang nehmen. Bei den Maschinen mit Beiwagen erhielt Schmidt-Jörnitz als bester Polizeifahrer aus Chemnitz das Hindenburg-Bild. In der kleinen Wagenklasse kam der ehemalige Motorradfahrer Winkler auf DKW. zu Siegesehren. Einen großen Erfolg feierte Wanderer in der Klasse der großen Wagen. Die beiden Damenpreise holten sich Frau Direktor Schmidt-Annaberg und Frau Dr. Kubau-Pockau, beide auf Ford.

Die Gesamtstrecke der Anfahrtsfahrt von allen Fahrern betrug 21500 insgesamt, die Strecke zwischen den Bergen 20000 Kilometer. Sämtliche Fahrer hatten also zusammen genommen den Äquator umfahren. Die Strecke zwischen den 8 Bergen wurde von 88 Fahrern durchfahren. Auf dem festlich geschmückten Annaberger Marktplatz hatte sich die Zuschauermenge besonders gestaut. Dort wollte man Zeuge der Ankunft am Ziele sein. Je näher die Abchlussfahrt heranrückte, je mehr der Zeiger vorwärts gen 14 Uhr drang, um so höher stieg die Spannung, desto gewaltiger wurde der Zustrom auch von

Wagen und Motorrädern. War das ein interessantes, immer aufs neue fesselnde Bild, als die verschiedensten Typen von Automobilen und Rädern sich auf dem großen Platz vor dem Annaberger Rathaus mehr und mehr sammelten. Graue, weiße, rote und blaue, grüne und braune Wagen vereinten sich zu einem ungemein fesselnden Gesamtbild vor der riesigen Zuschauermenge. Hier sah man, was Besonders auch die deutsche Automobilindustrie der letzten Zeit geleistet hat, welchen fabelhaften Wagenbau sie herausbrachte, welche hervorragende Ausstattung, und hörte überall, wie man des Lobes voll war von den Leistungen der deutschen Motore. Selten nur hat Annaberg eine derartig sehenswerte Zusammenkunft von Autos und Motorrädern gesehen, wie am 2. Juli auf dem Markt der Pöhl-



Oben: Die Fahrschule des Granzahler Reitvereins.
Unten: Veranstaltung des Annaberger Reitvereins.

bergstadt. Glänzend war auch die Organisation des ganzen fabelhaften sportlichen Unternehmens. Bis ins Kleinste hatte man alles umforgt; alles klappte minutiös.

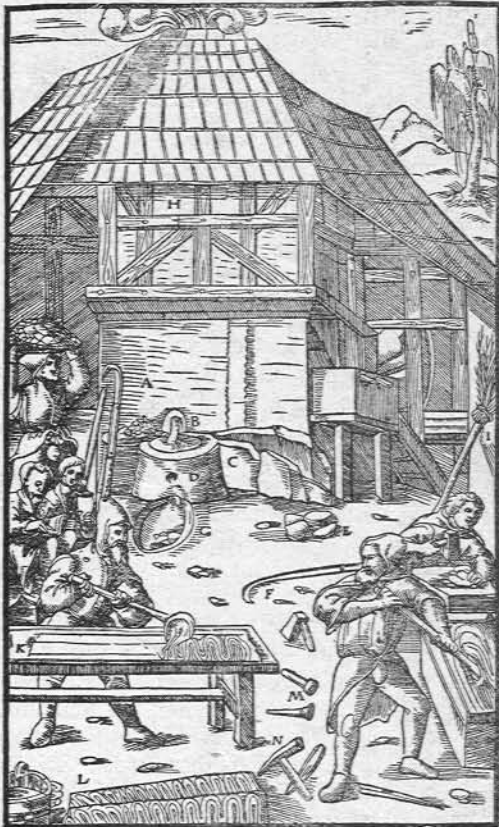
Unsere Bilder auf der 1. Seite der vorliegenden Nr. des „E. H.“ veranschaulichen ausgezeichnet Markantes von dieser denkwürdigen zweiten Obererzgebirgischen 8-Bergefahrt. Man sieht auf ihnen den großen Autopark auf dem fahnen geschmückten Annabergerr Marktplatz, dem Ziele der Fahrt, sieht ferner wie das Publikum den Schillerplatz umsäumt, auf dem, wie gemeldet, äußerst anziehende Nachmittagsveranstaltungen stattfanden, welche Pferde und Autos unter

dem Motto: „Die alte und die neue Zeit“ vereinigten. 20 Reiter, darunter 2 Damen, zogen unter Führung von Herrn Hofmann-Annaberg auf den von Abertaufenden umsäumten Platz und boten ein buntes reiterisches Bild. Der Annabergerr, wie der Cranzahler Reitverein zeigten bei alledem ausgezeichnetes Können. All das sieht man auf unseren Bildern, sieht auch die Fahrschule der Cranzahler mit ihren prächtigen Gespannen. Ebenso gewahrt man den Autoreigen auf jenem Platz, an dem die 22 Wagen vom Autoclub Obererzgebirge unter Führung von Herrn Rickart beteiligt. Den Abschluß bildete eine ADAC-Huldigung und eine Autoschau.

Vom Bergbau der alten Stadt Geyer

Die obererzgebirgischen Knapp- und Bruderschaften gaben sich am 18. Juni 1933 in dem Bergstädtchen Geyer ein Treffen. Das bunte Leben und Treiben erinnerte an die alte Bergmannszeit von Geyer, über die Herr Bürgermeister Dr. Hase folgenden geschichtlich wertvollen Beitrag in seiner Festansprache gab:

„Glückauf! Wie oft mag dieser alte Bergmannsgruß hier an dieser Stelle gewechselt worden sein, als der Ort, an dem wir jetzt versammelt sind, noch ein ragender Berg war, durch dessen Inneres zahllose Stollen getrieben wurden, um aus ihnen schimmerndes Erz zu Tage zu fördern. Welch ein Bangen und doch welche gläubige Zuversicht ist in diesem Grube enthalten, den die Männer sich zuriefen, die unter steter Lebensgefahr im Schweiß ihres Angesichts ihr oft kümmerliches Brot verdienten. Der heutige Tag ist so recht geeignet, einmal die Gedanken zu sammeln und einen Rückblick zu halten in jene Tage, in denen die ersten Anfänge unserer Heimatstadt Geyer liegen. Ursprünglich gab es hier nur grüne Höhenzüge, vornehmlich von Wald bedeckt und weit und breit nur wenige Ortschaften, von denen



Schachtofen und Gießen von Ballenzinn.

Handel und Wandel jener Zeit ausging. Die erste Ansiedlung derer auf „den Geyer“ entstand im 14. Jahrhundert, und zwar waren es Bergleute von Ehrenfriedersdorf, denen der Weg zu ihrer Arbeitsstätte zu weit u. beschwerlich wurde und die sich deshalb in der Nähe des Geyersberges festhaken machten. Die Ansiedlung gehörte zunächst den Herren von Waldenburg, die ihr Hoheitsrecht i. J. 1377 an die Markgrafen von Meißen abtraten, der Ort stand zunächst unter der Aufsicht des Amtmannes von Wolfenstein.

Der Bergbau scheint sich im

Laufe der Jahre außerordentlich ausgedehnt zu haben. Es wurde vornehmlich Silber und Zinn, aber auch Kupfer und sog. Eisen gefunden. Das Silber wurde in die Münze nach Freiberg geliefert. Trotz verhältnismäßig großer Ausdehnung hatte

schwer zu kämpfen. Das zeigen mehrere Bittschriften aus den 1470er Jahren an die Kurfürstliche Regierung, in denen man in bewegender Klage sich darüber beschwerte, daß durch die Münzreform der Brüder Ernst und Albrecht die Gegenstände des täglichen Bedarfs zu teuer und der Lohn zu gering geworden seien.

Dazu sei es besonders beschwerlich, daß man zum Wochenmarkt nach Ehrenfriedersdorf gehen müsse, wodurch jedesmal ein Arbeitstag verloren ginge, was eine beträchtliche Einbuße an der Förderung zur Folge hätte. Wenn auch die Ausbeute an Zinn zu gewissen Zeiten recht beträchtlich war, so wurde doch immer wieder Klage geführt, daß das



Zinnfäigerherd.

Gestein schwer zu brechen sei, weshalb man nur mit Feuer die Stollen vorwärts treiben könne. Hierdurch erklärt sich auch zum Teil der große Holzverbrauch in den Bergwerken, der wiederum zur Folge hatte, daß der umliegende Wald so sehr wie möglich ausgebeutet wurde. Die damaligen Landesherren scheinen der Not des Geyerschen Bergbaues auch weitgehendst Rechnung getragen zu haben. So haben sie Geyer das Privileg der Bergfreiheit, das jedesmal auf 6 Jahre gewährt wurde, vergönnt und immer wieder neu bestätigt. Die Geyersche Bergfreiheit war das Recht, anstatt des 10. an den Landesherren nur den 20. zu entrichten. Weiter erhielt Geyer i. J. 1407 das Verbotungsrecht hinsichtlich der Marktfreiheit auf eine halbe Meile im Umkreis. Von dieser Zeit ab war Geyer also wegen des Wochenmarktes nicht mehr von Ehrenfriedersdorf abhängig.

Um das Jahr 1492 begann der Silberbau am Schreckenberg, der von Geyer aus unternommen und dem Zehntner von Geyer untergraben wurde. Da aber die Bergleute und Gewerke von Geyer zuviel Mühe hatten, jeden Tag zu ihrer Arbeitsstätte und zurück zu laufen, entschloß man sich bald, am Schreckenberg eine Stadt zu erbauen. Diese neue Ansiedlung war das heutige Annaberg, das zunächst noch jahrelang den Bergmeister von Geyer unterstellt war.

Ueber die Ausbeute des Bergbaues sind uns durch verschiedene Abrechnungen aus dem Jahre 1472—1497 zuverlässige Nachrichten erhalten geblieben. Die Silberausbeute in dieser Zeit schwankt zwischen reichlich 2000 und 5500 RM., wobei zuletzt die Ausbeute am Schreckenberg mit eingerechnet ist. Die Ausbeute an Kupfer betrug 500 bis über 1000 Zentner i. J. Die reichste Ausbeute hatte der Gewerke Ulrich Schütz, der sein Haus, den sog. Schützenhof, auf dem heutigen Grundstück des Bergbau, wie übrigens auch sonst im Erzgebirge, zeitweilig Gerbermeisters Alfred Uhlig hatte. Der sog. Schützenturm da-

selbst, der erhalten geblieben ist, erinnert uns noch an jene Zeit. Die ersten Nachrichten über den Bergbau in Geyer, die ein umfassenderes Bild geben, stammen aus der Zeit um das Jahr 1500. Zu dieser Zeit waren auf den verschiedenen Gruben und Zechen insgesamt über 140 Gewerke. Zu diesem zählte der eben genannte Ulrich Schütz, der später Bürgermeister von Chemnitz war. Später war auch der bekannte Hieronymus Lotter der bekannte Baumeister des Kurfürsten August und Bürgermeister von Leipzig am hiesigen Bergbau beteiligt.

Die Silberausbeute bewegte sich am Anfang des 16. Jahrhunderts zwischen 1000 bis annähernd 3000 RM.; später sank sie bis auf 600 RM. herab. Auch Zinn wurde in Geyer erbeutet. Die höchste Ausbeute der einzelnen Grube betrug fünf Zentner, die niedrigste $\frac{1}{2}$ Zentner. Im Jahre 1516 verzehnten von Geyer Zinn in der Ehrenfriedersdorfer Flöze folgende Gruben:

Der Bierkrug, die Mohrenzche, der Spitzberg, die langen Zechhalden, die Gilniz, Hempels Zech, die Gemeinen Orte, die reiche Zech, die weite Sümpel, Graupners-Zech, Birksseifen, Vogelsang, Hans-Weissenmühle und Hütte, der tiefe Schacht, der Reidhardt, die Zerrung usw. Außerdem waren noch weitere Unternehmungen vorhanden, von denen ich nur einige nenne:

Die Hoffnung, Ulrich Schützenhütte, Ulrich-Lindagershütte, Herrenzeche, Hans Thielshütte, Seigerhütte, Tyrmannstollen, Silbergrube, Roßensirauch, St. Jakob, Rothe Grube, Pechmännel, Erbstollen, St. Nikolaus, König Davis, Kaiser Heinrich, Rosenkranz, Sonnenglanz, Ulrich Kastnershütte, St. Fabian und Sebastian, Steindrachenlehn u. s. f. An Löhnen wurden für Bergleute wöchentlich 9 Groschen und weniger bezahlt, während ein Steiger 16 Groschen für die Woche erhielt.

Von einer Gesellschaft des Zinnhandels hören wir zum ersten Male im Jahre 1502. An ihr waren besonders Handelsleute aus Leipzig, Chemnitz und Zwickau beteiligt.

Aus dem Jahre 1526 ist uns schon ein Streit zwischen Geyer und Ehrenfriedersdorf überliefert. Damals beschwerte sich die Gemeinden Ehrenfriedersdorf beim Herzog Heinrich, daß die Thumer und ihre Gewerke das Holz für den Bergbau hinwegtragen und daß die von Geyer das Wasser, das sie mit schweren Kosten zum Sauberge und zu ihrem Flecken geführt, abgeleitet hätten. Ferner baten sie ihnen einen Bergmeister zu versorgen, da sie in jedem Falle immer erst den Bergmeister auf dem Geyer ersuchen mußten, was wiederum mit hohen Kosten verknüpft sei. Ursprünglich mußten die Geyerschen das bei ihnen gewonnene Zinn erst in die Zinnflöze nach Ehrenfriedersdorf bringen. Da im Jahre 1538 die Ehrenfriedersdorfer sich darüber beschwerten, daß durch den Rauch Menschen und Tiere und selbst die Fische im Wasser und die Früchte auf dem Felde vergiftet würden, bemühten sich nun die von Geyer bei den Räten und Amtsleuten des Herzogs Georg, ihrerseits die langgewünschte Zinnflöze zu erhalten. Ob dem Rechnung getragen worden ist, steht nicht fest. Jedenfalls hat aber unter dem Geyersberg ein Pochwerk und eine Silberschmelzhütte gestanden. Von der Schwefel- und Bitriolhütte empfangen wir die erste Nachricht aus dem Jahre 1581.

1731 hat es in Geyer auch ein Bergamt gegeben. Bei diesem beschwerte sich der Rat der Stadt am 29. Juni 1751 über den Schaden, den die Wasser des erbrochenen tiefen Stollens, der nach dem Bitriolwerk hinging, verursachten. Dieser tiefe Stollen, auch tiefer Hauptstollen genannt, ist derselbe, der heute allgemein fälschlich als Hüttenstollen bezeichnet wird. Sein Wasser scheint also schon vor annähernd 200 Jahren in der Stadt Geyer gewütet zu haben. Die verheerende Ueberschwemmung, die uns im Januar 1932 heimsuchte und die noch in uns aller Erinnerung ist, dürfte wohl nach menschlichen Ermessen die letzte gewesen sein, nachdem die Stadtgemeinde mit wirksamer Hilfe des Reiches und des Staates den Wassermassen einen genügenden Abfluß gebaut hat, der hoffentlich in seinem mittleren Teile noch in diesem Jahre zu Ende geführt werden kann.

Eine interessante Beschreibung des Geyersberges finden wir in einem Berichte vom Jahre 1768, in dem Johann Christof Gottfried Kießling auf Verordnung des Oberbergamtes über das Befinden des Bergbaues zu Geyer folgendes schreibt:

„Das vom Greifenbach, von der Geyerschen Brücke gegen Morgen und Abend ansteigende Gebirge wird der Geyersberg genannt und das in demselben auf seiner höchsten Höhe befindliche Pochwerk ist eins der merkwürdigsten Gegenstände, welches bei Bergwerken vorkommen kann, denn erstens besteht der Geyersberg aus dem sog. Schiefer, einem Schale weißbrechenden, aus Quarz und Glimmer zusammengesetzten Gestein, in dem von einem sog. Stockseiter umgebener Granit eingesenkt ist, zweitens setzt durch diesen inkrustierten Granit eine unzählige Menge morgengangsweise streichender und gegen Mitternacht fallender Trümmer und Klüfte, Ströme genannt, die gemeinlich mit Zinnstein gemengt sind, wo dergleichen Trümmerstufen zusammenkommen brechen die Zwitter stahl frisch, sodaß der Gehalt eines Zentner Zinnstein zu 60 bis 70 Pfd. Zinngehalt ausfällt. Diefers ist das an den Trümmern liegende, mit Zinnstein gemengte Gestein ein halb bis 1 Lachter tief, wird in dem Pochwerk mit gutem Nutzen aufbereitet und heißt Mahlwerk, ein hiervon abgebautes Feld heißt ein Riß. Auf diesem Geyersberg liegt aus Mitternacht- und Morgenseite des Stockwerkes das Birkenbüschel, wo Halde an Halde, Pinge an Pinge sich befindet, die alle wahrscheinlich auf dem durch das Stockwerk anliegenden Trümmern angelegt waren.“

Dieser Bericht von Kießling, der sich im übrigen auch auf die Mühlenleite, dem Spitzberg, dem sog. Knochen und dem Schlegelsberg erstreckt, hing wahrscheinlich mit der Zusammenlegung des Stockwerkes, d. h. der Vereinigung der einzelnen Bergwerksbesitzer zu einer großen Gewerkschaft zusammen.

Ein Manuskript des Bergmeisters Tölpe, das „Nachrichten über das Stockwerk v. J. 1788“ enthält, besagt manches über den Betrieb und die Ausbeute des Bergwerkes. Darnach wurden in der Zeit von 1739 bis 1773 jährl. 200 bis 500 Ztr. Zinn ausgebracht, i. J. 1742 sogar 575 $\frac{1}{2}$ Ztr. 23 Pfd. Vom Jahre 1692 bis 1773, also in etwa 80 Jahren, wurden ausgebracht 19 180 $\frac{1}{2}$ Ztr. und nach Abzug aller Kosten für Kunstgezeuge und anderer Bauten kamen von den 5 Zechen Flöz, Hochneujahr, Langenzeche, Reidhardt und Reichenzeche 47 360 Taler Ausbeute zur Verteilung. In den späteren Jahren hatte der Bergbau in Geyer keinen rechten Fortgang mehr. Nachdem schon im Jahre 1704 ein Teil des Stockwerkes zusammengebrochen war, stürzte das übrige am 11. 3. 1803 ein. Die Häuser in Geyer sollen damals wie von einem Erdbeben erschüttert worden sein. Im Jahre 1704 war es gelungen, die unter Tage arbeitenden Bergleute noch rechtzeitig zu warnen, dagegen mußte es i. J. 1803 geschehen, daß die beiden Bergleute Christian Gottlieb Schramm und Johann Gottlieb Zimmermann verschüttet wurden. Ihre Gebeine konnten nicht geborgen werden. Sie ruhen heute noch im Schoße des Berges (heutige Binge. D. R.), indem sie ihre saure Arbeit um das tägliche Brot verrichtet hatten. Der Knauer, der riesige Felsblock inmitten unserer Binge, ragt als ein gewaltiger Grabstein von der Tiefe zur Höhe und mahnt uns an jene Zeit, da an dieser Stelle ein fleißiges Völkchen in harter Arbeit seinen kärglichen Lohn verdiente.

Im 19. bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts nahm der Bergbau immer mehr ab. 1855 fand in Geyer das letzte Zinnschmelzen statt. Schließlich mußte der Bergbau ganz eingestellt werden, weil die Förderkosten zu hoch waren, als das man mit dem Auslande, das billigere Erze lieferte, hätte konkurrieren können.

Doch treu seiner Vergangenheit hält das Volk noch an der Ueberlieferung fest und pflegt mit Liebe und stolzem Heimatbewußtsein die alten Sitten und Gebräuche.

Im Jahre 1877 entstand aus der Knappschaft zu Geyer unser heutiger Bergmannsverein. Durch gute und böse Tage hat er ausgehalten. Seine Mitgliederzahl sank vorübergehend bis auf 4. Aber der Treue und Fähigkeit des derzeitigen Vorstehers

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt

Schießstandweihung in Königswalde.

Der Militärverein „Germania“ in Königswalde weihte, wie gemeldet, seinen Kleinkaliberstand. Der Vorstand, Herr Oskar Reuter, konnte eine stattliche Zahl auswärtiger Kleinkaliberschützen, die S.M., den Stahlhelm, den Bruderverein „Kameradschaft“ und eine Anzahl Ehrengäste begrüßen. Er dankte allen Mitarbeitern für das geleistete gemeinnützige Schaffen, das im Sinne des Reichskanzlers geschehen sei. Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Herr Pfarrer Schirmer weihte in gehaltvoller Rede die Anlage und würdigte die Verdienste des Vorstandes und des Militärvereinswesens. Er gedachte ehrend der deutschen Führer: Hindenburg und Adolf Hitler. Ein dreifaches Sieg-Heil auf dieselben wurde begeistert aufgenommen. Dann übergab der Redner dem Vorstand den Hallenschlüssel mit dem Wunsche, daß auch hier Dienst am Vaterland geleistet werde. Im Inneren der Halle gedachte Kantor Zöbisch des Vorstandes Herrn Oskar Reuter, der jederzeit offenes Herz und offene Hand für den Militärverein gehabt habe.



Schießstand des Schießstandes.



Innenraum der Schießhalle.

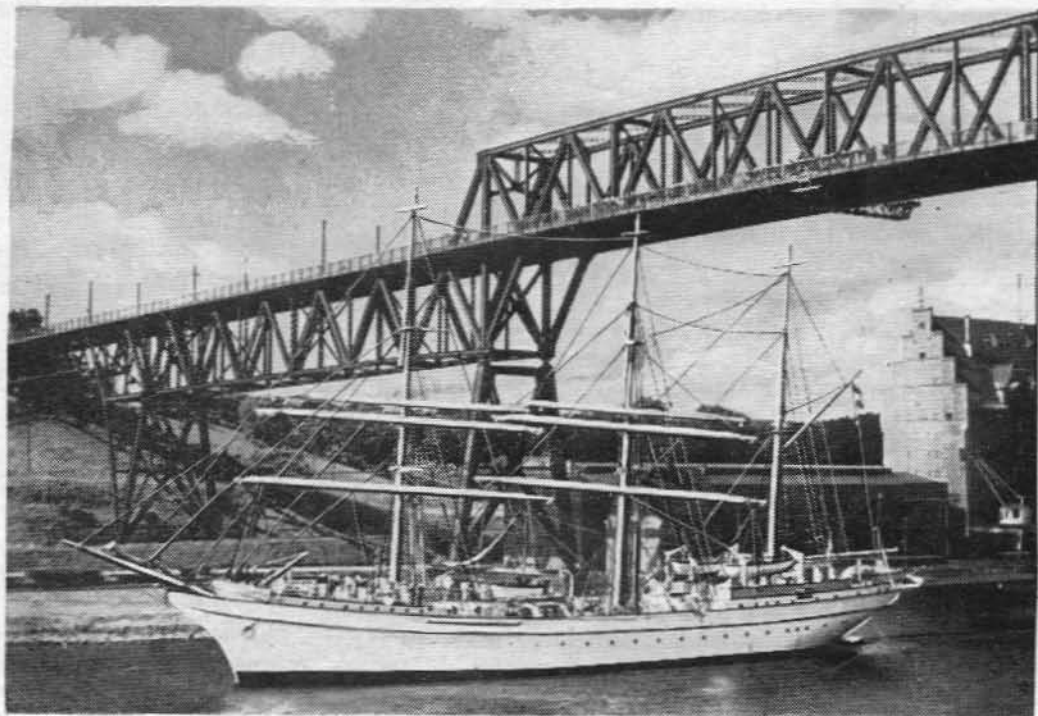


Die National-Elf liegt über die Fußballmeister.

Nebenstehendes Bild zeigt eine bewegte Kampfszene aus dem Frankfurter Spiel zwischen der deutschen Nationalmannschaft und der Elf, die aus den westdeutschen Vereinen Fortuna-Düsseldorf und Schalke 04 zusammengestellt war. Die beiden Vereine standen sich bekanntlich im Endkampf um den diesjährigen deutschen Meistertitel gegenüber, wobei Fortuna gewann. Da andererseits die Nationalelf fast nur aus süddeutschen Spielern zusammengestellt war, bedeutet der jetzige Frankfurter 4:2-Sieg gleichzeitig eine glänzende Revanche für den Süden, der bisher die deutsche Fußball-Hegemonie inne hatte.

Die erste Fahrt des Segelschulsschiffes „Gorch Fock“.

Das neue Segelschulsschiff „Gorch Fock“, das erst vor 6 Wochen vom Stapel lief, fuhr jetzt von der Hamburger Werft nach seinem neuen Heimathafen Kiel, wo es seine weitere Ausrüstung erhält. Unser nebenstehendes Bild zeigt „Gorch Fock“ im Kaiser-Wilhelm-Kanal beim Passieren der Prinz-Heinrich-Brücke.





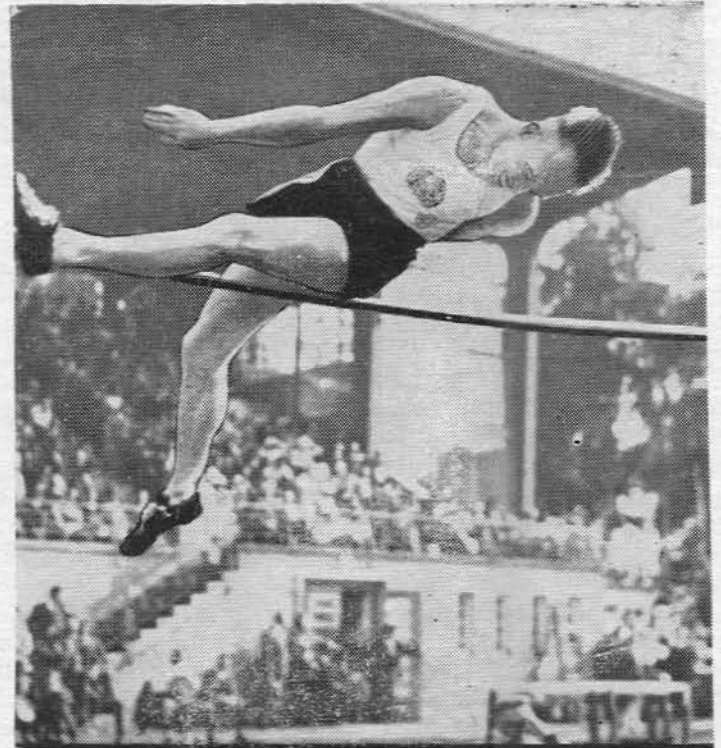
Neues Spiel auf den Wellen.

Dieses reichlich bewegte Spiel kann man neuerdings an mondänen Badeorten sehen. Kühne Wellenreiter tragen auf dem Rücken ebenso beherzte Damen, die mit kleinen Rissen bewaffnet sind. Mit diesen suchen sie ihre Gegnerinnen aus dem Gleichgewicht zu bringen, und da dies bei einer Geschwindigkeit von rund 50 Stundenkilometer geschehen muß, geht das Turnier oft unentschieden aus, falls nicht der Wellenreiter oder hier eigentlich besser das „Wellenpferd“ in einer Kurve schon ohne Zutun des Gegners aus dem Gleichgewicht kippt.



Ein sächsischer Turner stellte einen neuen deutschen Rekord im Hochsprung auf.

Der sächsische Turner Bornhöfft aus Limbach schaffte bei den sächsischen Turnermeisterschaften mit 1,943 Meter einen neuen deutschen Rekord im Hochsprung. Unser nebenstehendes Bild zeigt den genannten Turner beim Hochsprung.



Wie vor vier Jahrhunderten.

Das nebenstehende Bild zeigt den Aufzug der Tower-Wache in ihrer malerischen Uniform, die seit der Zeit Heinrichs VIII. unverändert geblieben ist. Cromwell kam, Englands Kolonialmacht wurde begründet, die Dampfmaschine gewann ihren Siegeslauf, Englands thakibraune Tommies zogen in den Weltkrieg — nichts änderte sich an den Samtmützen, den Halsfragen und den Hellebarden der Wächter, die so ein schlagender Beweis für die Traditionstreue Englands sind.

Bruno Richter ist es zu danken, daß der Verein wieder emporblühte und heute schon wieder 32 Mitglieder zählt.

Das Oberbergamt zu Freiberg hat dem Verein die alte ehrwürdige Fahne der ehemaligen Knappschaft anvertraut und diese hält sie in treuer Obhut.

Alle die Brudervereine, die heute von nah und fern zum 4. Bezirkstreffen hier zusammengekommen sind, pflegen in gleicher Weise die Ueberlieferung unserer Vorfahren. Sie hüten damit ein treues Kulturgut und verdienen daher die Achtung und Unterstützung aller Kreise. Mögen sie alle dazu beitragen, daß wir aus der Vergangenheit Erkenntnisse schöpfen für die Zukunft und daß noch lange Zeit im Erzgebirge erklinge der fromme Gruß:

G l ü c k a u f !



Eine erzgebirgische Dorfgeschichte von Max Geißler. (14. Fortsetzung.)

16. Kapitel.

Am andern Morgen, wie der Wald weiß in die graue Dämmerung schaute, froh der Zachenhesselhans aus der Hölle, half dem Hans-Toni bei der Arbeit im Stall und breitete eine neue Streu, während das Bawrl zum Melken rüstete und das Butterfaß bereitstellte.

Dann verging er schauen, ob das Zechenhaus von Mitternacht bis Morgen noch eine Kundgebung getan hätte, daß es hinfort außer Dienst gesetzt sein wolle.

Die Hühner erwarteten den Alten schon am Brunnentrog; sie hatten den Weg durch die offene Stubentür zu dem Fenster heraus gefunden, durch das sich der erschreckte Hahn gestern Abend einen Zugang geschaffen hatte. Eine Handvoll Gerste warf ihnen der Zachenhesselhans in den Schnee.

„Heut heißt's: ausziehen,“ sagte er, suchte die Holzschaufel unter der Treppe hervor und machte sich daran, um den Zusammenbruch eine Mauer aus Schnee aufzuwerfen, um dem Wind und dem Wetter, den beiden Riesen, die nun einen Winter lang im Walde herrschen wollten, den Eingang durch die geborstene Wand zu wehren.

Wie das geschehen war, bahnte er sich einen Weg gegen die Unruh.

Der Hilari lehnte in der Haustür und schaute über den schlafenden Winterwald.

„Na,“ rief er ihm zu, „ihr gebt ja keine Ruh bei Tag und Nacht. Wenn einer in dem Schnee auf Waldarbeit war, denkt er doch wenigstens des Nachts auf einen Schlaf.“

„Woher weißt denn?“

„Weil ich das Windlicht hab' laufen sehen gegen die Mitternacht. Was hast du denn in der Hölle gewollt, Zachenhesselhans?“

Der Alte erzählte. Und nicht nur die Leute von Unruh erfuhren, was geschehen war: auch der Peterl vom Sonnenwirbel war mit dem Schlitten den Berg hereingekommen.

„Du mußt's wichtig haben,“ grüßte ihn der Zachenhesselhans, „bist denn du nicht steckengeblieben unterwegs? Für wie hoch hältst denn den Schnee? Und fährt denn noch ein Schlitten? Wenn kein Frost darüberläuft, daß der Schnee tragen lernt, hernach: aus dem Haus kann man bald nicht mehr.“

„An zwei Ellen mag nimmer viel fehlen,“ sagte der Peterl.

„Du,“ hub der Zachenhesselhans an und schaute dem Peterl in die Augen, „sei gar so vergnügt guckst unter der Stirne heraus. Ist was geschehen?“

„Versprochen haben sich zwei.“

„Versprochen?“ fragte der Zachenhesselhans, „doch nicht etwa — . . . Ja, aber wer denn sonst? Es sind ja keine zwei andern daherooben. So gesegnet's euch Gott, euch zweien!“ rief der Alte und klopfte mit der flachen Hand die Lederhose.

„Nu sag aber, Fanele!“ wandte er sich an das Mädchen, „gast dir denn den so rasch instandgesetzt?“

„Der Zachenhesselhans kann das Beißen nicht lassen!“ lachte das Fanele.

„Manchmal, Mädli, hat er aber auch einen klugen Einfall, deswegen vergißt man ihm einen dummen — um des einzigen Gerechten willen, wie's heißt. Da stellt euch her miteinander! Anschauen muß euch einer, die ihr mitsammen den weiten Weg durchs Leben wandern wollt! . . . So lustig ist das, daß einer vergessen könnte, wie's mit dem eigenen auf die Neige geht. Leut, wenn euch einmal das Dach zusammenbricht, wie mir in dieser Nacht — hernach, sag' ich: einen Strich macht unter die Rechnung und fangt an, zusammenzuzählen, ob auch etwas rechtes herauskommt! Es stehen nämlich in langer Reihe Abgänge auf der anderen Seite, die muß man auch mitnehmen und das eine vom andern abziehen“ . . . Es war eine Minute lang nur das Atmen zu hören nach dieser besinnlichen Rede. Dann fing der Zachenhesselhans in veränderlichem Tone von neuem an:

„In der Nacht, die wir hinter uns haben, Gott sei's gedankt, ist dem Zachenhesselhans zum erstenmal ein Frost ins Herz geflogen und er hat gedacht: jetzt, auf ein letztes Rechnen geht's, damit einer, wenn er vor den Herrgott hintreten muß, auch etwas zu sagen hat. Etwan: „Herr, ein Pfund hast du mir gegeben, und ich hab' ein anderes damit zu gewinnen versucht. Sel is mir aber nit ganz gelungen. Jedoch eine redliche Müß' hab ich mir damit gegeben“ . . . Ob ich vor dem Herrgott so reden dürfte, hab' ich gedacht. Ich weiß es nicht — der helle Schweiß ist mir aus der Stirne getreten deswegen . . . Wenn einer nur noch zu wenigst zehn Jährlein aufzunehmen hätt! Hilari, wie denkst darüber?“

„Wir zween, wir täten's wohl gerne, zu sehen, was einer an den zween da noch zu erleben hätt. Aber, Zachenhesselhans, das ist halt wieder eine Rechnung, die wir ohne den Herrgott niemals richtig raustriegen und wenn wir noch so viel tüfteln.“

„Recht hast, Hilari! Aber: das Haus bauen wir noch einmal auf miteinander, gelt?“

„Wo hat denn der Zachenhesselhans geschlafen vorige Nacht?“

„Dort, wo er schlafen wird, bis der Winter aus dem Land fahren geht, weil's ihm selbst daherooben nimmer gefallen mag: in der Hölle vom Hans-Toni. Aber — um den Zachenhesselhans sorgt euch jetzt nicht . . . Wann wollt ihr denn zusammenheiraten, ihr zween?“

„Zu Mittsommer.“

„Resl, einen Kaffee, was meinst dazu?“ forderte der Hans fröhlich.

„Das Fanele hat schon gesorgt dafür. Dem Fanele seine Gedanken laufen noch viel schneller als dem Zachenhesselhans seine.“

„So is recht, Leut, und nun seht euch. Zu reden hab' ich ein Wort!“

Das Fanele nahm aus dem Schrank mit den Glastüren die bunten Tassen, an denen die Sprüche geschrieben standen.

Draußen schneite es, schneite immerfort, ganz leise, ganz dicht; aber sie hatten in der Unruh keine Ruh, hinauszuschauen.

„Seht, Leut, daß mir das noch widerfahren ist, mir und meinen einundsechzig Jahren, das hat mir aufs Herz gedrückt! Aber — sag ich's nit immer? 's läßt sich leben, Leut, wenn einer auch zuzeiten kein Dach hat . . .

Jetzt: daß ihr zween zusammenheiraten wollt, just ihr zween, das ist mir wichtiger, als mein morsches Dach über der Zechen. Warum?

Einer wie ich, der kann dem Waldland nir mehr nützen, — da ist's schon genug, wenn er ihm nicht zur Last wird. Aber ihr, Leut, ihr Jungen, ihr seid die Hoffnung von dem Zachenhesselhans.

Sehts, ich hab' so meine Gedanken gehabt und hab' sie nicht fallen lassen, seit ich gemerkt hab': wir sind nicht mehr auf dem richtigen Weg daherober. Wir mühen uns nicht, einen besseren zu finden. Leut, das Leben ist ein Vorwärtsschreiten. Aber wir im Waldland haben nichts davon gemerkt. Vor vierhundert Jahren, wie die Barbara Uttmann uns das Klöppelkissen gebracht hat, hat's daherober genau so ausgesehen wie jetzt. Das mag auch sein Gutes haben. Aber das gar feste Stehen auf dem toten Punkt, damit ist's auch nichts. Unfre Kraft ist eine Schwäche geworden, nur die Treue und die Zufriedenheit sind uns geblieben. Weil mir die Mali selig keine Kinder geschenkt hat, hab' ich mir zweie gesucht, den Hans-Tonl und das Fanele. Just die beiden, die müssen's machen, hab' ich gedacht. Und nun, wo ich selber gar nichts mehr zu schaffen hab', will ich zuschauen, wie's wächst und gedeiht, was ich an Samen gestreut hab' in euer Leben. Leut, ich hab' immer an das Pfund denken müssen, das uns vom Herrgott ausgeliehen wird. Vergraben hab' ich's nicht. Selber schaffen konnt' ich auch nicht alles; denn ich hatte zu häufig einen Gast, den konnt' ich nicht loswerden: die Armut. Aber das Fanele und der Peterl haben zwei Häuser und den Grund und Boden von zweien; der Hans-Tonl hat auch sein Ererbtes. Der Zachenhesselhans aber hat nir hereingebracht und —: auf ein Sparen ist er auch nicht immer bedacht gewesen, das heißt auf ein Sparen an Bülden. Dafür hat er aber doch keine Stunde müßig am Wildrain geseßen und keine Stunde ganz müßig auf der Ofenbank. Immer hat er gedacht: wenn ein neuer Weg sei, so müßt' er ihn finden."

"Ob er ihn hat, das werden wir sehen. Er läßt euch ein Erbe, wenn er wandern geht die lange Straße, die noch keiner zurückgekommen ist. Und der Hans-Tonl und der Peterl mit dem Fanele müssen's ihm verwalten . . ."

Draußen schneite es, schneite immerfort, ganz leise, ganz dicht; aber sie hatten in der Unruh keine Ruhe, hinauszuschauen.

Das Fanele goß den dampfenden Kaffee in die Tassen, und wie man zu fünft um den Tisch in der Fensterecke saß, tat der Zachenhesselhans einen Blick zum Fenster hinaus.

"Um einen Einstand tät ich aber doch bitten," sagte er, "die Hühner müssen herauf aus dem Zechenhaus. Einen Sack Gerste sollst auch haben, Hilari, wenn du sie derweil mit unterkriechen läßt. Der Peterl und ich gehen, sie herauftragen."

Wie der Kaffee getrunken und wieder durch eine Stunde der wirbelnde stille Fall der Flocken herniedergegangen war, machten sich die beiden auf den Weg den Hang hinein.

Die Hühner waren in der Stube vom Zechenhesselhans heimisch geworden. Die Wärme, die immer noch leise aus den Rachein spann, hatte sie wieder zum Fenster hereingelockt.

Von den Bäumen im Wald stand nicht mehr jeder im eigenen Pelze, den ihm der Winter übergeworfen: eine dicke schwellende Decke aus weißer Wolle lag über den Fichten, durch die keine Wipfelspitze hindurchzustechen vermochte. Darunter, zwischen den Stämmen, war ein schier trauliches Düstern und ein traumhaftes Weben. Kein Laut ging darin, nicht einmal das knisternde Sinken der Flocken, die gestern noch an den Stämmen herabgeronnen waren, weil die Decke über den Wipfeln allem Schnee wehrte, der hereinwollte.

Die Hühner waren auf die Wäschestange geflogen und schauten nickend herunter, was der Zachenhesselhans mit dem Sack anzufangen gedachte, den er so offen hielt.

"Peterl, das gibt einen Mortslärm und eine höllische Jagd, bei der wir das Haus vollends einreißen. Jetzt: die Strohläden lassen wir herab und in der Finsternis entwirrt uns keine."

Also fuhren die Strohläden, die über den Fenstern gerollt waren, herab und während der Peterl den Sack hielt, langte der Zachenhesselhans die Hühner von der Wäschestange.

"So, die Läden lassen wir geschlossen. Und die Zeilige, Peterl, die müssen wir zur Hälfte auf der Unruh, zur andern in der Höll einquartieren."

Der Peterl schwang sich den Sack mit den Hühnern auf die Schulter und der Zachenhesselhans belud sich mit den Käfigen.

Wie die Männer an dem Zusammenbruch, über den der Schnee längst seine flaumige Hülle gewoben hatte, noch einen Blick wechselten und zoberg stiegen — langsam, mühselig, die Stöße mit den Eisenspitzen vor sich in den Schnee schiebend, trock ein Nebel den Berg herein.

"Peterl, schau auf!"

"Das will noch einen Anreiml werfen über die Bäume."

"Sel wird kommen! Aber, ich mein', hinter dem Nebel ist ein Wind drein und wenn der in den lockeren Schnee bläst, nachher — sehen muß einer, daß er in die Höll kommt. Jetzt, Peterl, ein Besenreisig, ein birkenes, liegt noch unter der Holzstiege im Hausflur, das darf mir nit bleiben." —

Nicht lange, wie sie wieder unterm Dach der Unruh waren, setzte der Bergwind seine Flöte an.

"Hörst, der bläst sich sein Stück!"

Durch die Esse herein ging ein sanftes eintöniges Sausen. Draußen fingen die Flocken einen tollen Tanz an.

"Jetzt, Peterl — den Berg hinaus kannst heut nimmer! Eine Stunde stapfetest du durch den Schnee, wo du übers Gras keine fünfzehn Minuten brauchst. Und in der Stunde baut dir der Bergwind eine Mauer quer über die Halde, da guckte deine Kappe nimmer heraus, wenn du darinstecktest. Mach dich heimisch, Peterl, auf der Unruh und bereite dir ein weiches Lager aus Haferstroh hinterm Ofen. Auf den Sonnenwirbel kommst heut nimmer . . ."

Aber: wenn ich euch da eins ins andre erzähle, so schneits mich fei selber ein! Nur eine Pfeife will ich mir noch zurechtichten, dann —

Jetzt b'hüt Gott! Ich geh, das birkenes Reisig in die Höll schleifen. Besen will ich binden die Tage her, wenn wir im Schnee liegen.

Kommts gar arg, Peterl, so feierst du deine Weihnacht diesmal mit dem Fanele. Lustig wird's, Kinder, und richtet Euch eine blühende Peremette (Pyramide) zusammen!"

Ein herzförmliches Lachen geleitete den Zachenhesselhans zur Tür hinaus in das verdämmende Licht des Tages.

Draußen blies der Bergwind dem Zachenhesselhans einen eisigen Schnee ins Gesicht.

"Gemach," sagte der, "wir zwei sind doch immer gut Freund gewesen! Hilari, schau, von der Hausecke zum Brunnenrand hat er schon angefangen zu bauen, und den Gartenzaun hat er bereits unter; keine Lattenspitze schaut mehr heraus."

Dann zog sich der Zachenhesselhans die Kappe über die Ohren und stieg zu Tale.

Der Weg, den die beiden vorhin getreten, war schon wieder verweht und nicht ein Stapfen war mehr im Schnee.

Der Nebel ward dichter.

Der Wald stand wie ein Schatten darin. Den Schatten warf die Düsternis, die zwischen den Stämmen lag: die Kronen der Bäume, die ganz in Weiß gehüllt waren, schienen nicht mehr durch das Weben der Bergnebel.

Wie der Zachenhesselhans gegen sein Haus kam, sah er, daß auch die Fichtenstämme schon dick im Raureis standen, und er sagte:

"Viel Anreiml, viel Frucht im neuen Jahr! Nur zu — uns kann das schon passen."

An der Seite, an welcher die Nebel gegen die Stämme schwammen und zerrissen, lief ein faustdickes Raufsilber herunter von der Krone bis an den Schneegrund, und ein faustdickes Raufsilber hatte sich um jeden Ast und jeden Zweig gelegt, der noch ohne die Last des Schnees in die Graudämmerung des Winterwaldes ragte.

Zwischen Halde und Hausdach begann der Wind einen Silberbogen zu schlagen, der am tiefsten war, bevor er aufs Dach hinaufsprang . . .

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Heimat

Ein Jünger Gutenbergs als Veteran der Arbeit gestorben.

Ende voriger Woche bettete man auf unserem Bergfriedhof einen der ältesten Jünger unserer Kunst zur letzten Ruhe, einen, der auch mit der Geschichte unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ verwachsen war, hatte er doch hier unter dem einstigen Inhaber Hermann Hollstein seine berufliche Laufbahn begonnen, um dann als geschulter Akzidenzsetzer in Annaberg sein Handwerk im graphischen Betrieb der Firma Weisbach & Waengler auszuüben. Mit dem Winkelhaken in der Hand, immer am Sektkasten stehend, so wie wir den alten Meister der Kunst hier auf unserem Bilde erkennen, ist er unermüdlich in seiner Arbeit und von einer seltenen Treue zu seiner Firma gewesen, der er seit der Gründung des Hauses 45 Jahre lang seine Arbeit gewidmet hatte. In unserer Zeit des wirtschaftlichen Auf- und Niederganges ist solche Treue selten zu finden, er aber, — der alte Meister, war einer von den seltenen Treuen im Lande, auf denen Gottes Segen ruht. In guten und bösen Tagen blieb er trotz der veränderten Zeiten der nie ermüdende und eifrige Mitarbeiter. Allen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, fanden in ihm das Vorbild treuester Pflichterfüllung, den Meister seines Handwerks, der geschätzt und geliebt war, im Hause und in seiner ganzen Kollegschaft. Das Schicksal hat esgefügt, daß er auch der Lehrmeister des Urenkels seines eigenen Lehrherrn Hermann Hollstein wurde, sodaß sein Wirken und Schaffen, sein beruflicher Sinn auch in unserem Hause fortleben wird. Wir werden sein Andenken stets in hohen Ehren halten und widmen dem alten Meister in Dankbarkeit Gutenbergs Gruß: Gott grüß die Kunst!



Schriftsetzer Louis Mag Friedel,
Buchholz.



Frau Auguste Löser, Niederzöwnitz.

Eine der ältesten „D. Z.“-Leserinnen

zeigen wir hier im nebenstehenden Bilde links. Trotz des hohen Alters von 93 Jahren liest Frau Löser täglich ihr altgewohntes Heimatblatt. Insonderheit verfolgt sie mit gespanntem Interesse die Romane u. Heimatgeschichten unserer Zeitung. Ihre unermüdlichen Hände suchen aber auch trotz des Alters noch immer nach Arbeit und so sehen wir sie hier am Klöppelsack sitzen. Dem hochbetagten Geburtstagskind gilt heute unser Gruß. Möge ihm Gott immer die alte Rüstigkeit und Gesundheit erhalten. Dazu Glückauf!



Johann Seidl und Frau Wilhelmine geb. Peter
in Böhmischem-Hammer.

Diamantene Hochzeit in Böhm.-Hammer.

Herr Johann Seidl (ehemaliger Gastwirt des Gasthauses „Zum schwarzen Bären“

in Böhmischem-Hammer) und seine Frau Wilhelmine geb. Peter feierten, wie wir bereits in der „D. Z.“ Nr. 151 berichteten, am 1. Juli in noch rüstiger Weise die diamantene Hochzeit. Dem allgemein bis weit über die Grenzen hinaus bekannten, hochbetagten Jubelpaare wünschen wir, daß es ihm beschieden sein möge, im Kreise ihrer Kinder und Enkelkinder in weiteren 10 Jahren das Fest der eisernen zu feiern.

Böhla erhält eine Kirche.

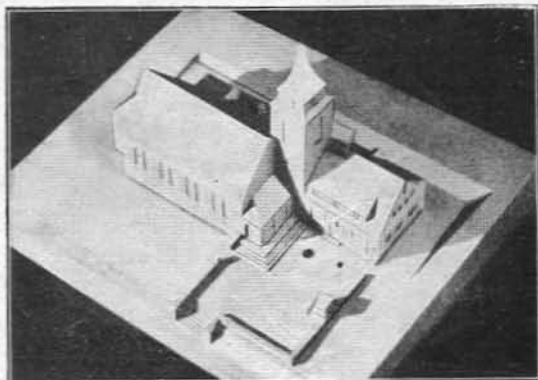
Die Grundsteinlegung am 2. Juli.

Im herrlich gelegenen Böhla fand, wie die „D. Z.“ berichtete, am Sonntag, den 2. Juli ein bedeutsamer kirchlicher Akt statt: Die Grundsteinlegung für ein Gotteshaus. Ohne Kirche stand Böhla bis jetzt im Erzgebirge da. Alle Gemeinden der Umgegend nennen ein Gotteshaus ihr Eigen, und lange schon war das Sehnen der Böhlaer Gemeinde die Schaffung einer eigenen würdigen Gottesstätte. Im Bettsaal wurden bis jetzt Gottesdienste abgehalten. Zwar kann man allerorts zu seinem Herrgott beten und überall ist heilig der Ort, wo gepredigt wird das Evangelium des Herrn. Dennoch aber verlangt jede Gemeinde nach jenem Haus des Höchsten, dessen weittragender Turm das Wahrzeichen jeder Stadt, jeder Landgemeinde ist. So arbeitete man denn in



Die Zumauerung des Steines.

Böhla freudig und opferbereit daran, sich eine eigene Kirche zu schaffen. Nun ist es so weit! Am 3. Sonntag nach Trinitatis anno 1933, also am 2. Juli, legte man an herrlichem Platz den Grundstein in Anwesenheit lieber Ehrengäste. Die Kirche wird den Namen Lutherkirche erhalten und man hofft, daß zu Luthers Geburtstag, am 10. November, der Bau fertiggestellt ist. — Unsere Bilder zeigen links die Grundsteinlegung, u. zwar die Zumauerung des Steines, und rechts den Plan zu dem Gotteshaus.



Die Kirche, wie sie werden soll.